

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Montag, 28. Oktober.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Die Faust im Ring.

Ein Boxerroman von Kurt Selbert.

(Nachdruck verboten.)

„Aktien! Noch nie hatte er in seinem Leben eine Aktie gesehen, wußte nur, daß sie an der Börse gehandelt wurden und daß man sehr viel Geld mit ihnen verdienen konnte, wenn man Glück oder wenn andere Pech hatten. Doch jetzt war keine Zeit zu verlieren, er mußte zurück, damit sein langes Ausbleiben nicht auffiel. Die Mappe flog tief in den Kleiderschrank, den er abschloß, dann jagte er auf dem Rade zurück in den Verlag. Der Botenmeister sagte kein Wort. Wo steht geschrieben, wie lange ein Bote benötigt, um irgendwo irgendeine Mappe abzuholen?“

In der darauffolgenden Nacht tat er kein Auge zu, sein Gewissen focht einen schweren Kampf gegen seine Geldgier aus, schließlich beruhigte er sich damit, daß er ja die Sachen, falls man ihn erkannt haben sollte oder Argwohn schöpfte, wieder zurückgeben könne. Am anderen Morgen, als er in den Verlag kam und die Morgenblätter zur Hand nahm, fand er bereits Notizen über „seinen“ Fall und las mit ebensolchem Herzklappen wie beruhigendem Interesse, daß die Firma, welcher das Unglück passiert war, nicht mal einen Schimmer zu haben schien, wer der Mann sei und wie er aussehe, dem man aus Versehen die wichtige Mappe ausgehändigt hatte. Am Schluß der Notiz stand:

„Dem Überbringer der Mappe mit dem gesamten Inhalt wird, ohne daß seine Personalien festgestellt werden, eine Belohnung von 5000 Mark ausgehändigt.“

Fünftausend Mark? Donnerwetter! Was mögen da erst die Aktien wert sein. Und er studierte heimlich den Kurszettel, konnte aber beim besten Willen den Namen der Aktien nirgends entdecken. Zu fragen wagte er natürlich nicht, aber Anton Macenauer war kein dummer Kerl, er konnte warten. Und er wartete ein halbes Jahr, bis er alles wußte. Auch bei den Boten im Verlag wurde natürlich sehr viel über den Fall gesprochen.

„Unserer hat kein solches Glück“, meinte einer.

„Ne“, sagte Anton und tat, als interessiere ihn die Sache nicht.

Nach einem halben Jahr wußte er, daß der Besitzer der Aktien vergessen hatte, sich die Nummern derselben zu notieren, daß die Aktien selbst im Freiverkehr an der Berliner Börse gehandelt wurden und einen Wert von 80 000 bis 90 000 Mark repräsentierten. Das genügte vorläufig. Er konnte warten, und er wartete noch einige Monate, bis sich die Nachforschungen der Polizei völlig totgelaufen hatten und ohne jegliches Ergebnis geblieben waren. Auch darüber fand man ja genug in den Zeitungen.

Der Mann, der ihm die falsche Mappe übergeben hatte, konnte sich nicht entsinnen, wie jener Bote ausgehen habe, besonders weil er ihn durch das kleine Fenster nicht ganz sehen konnte. Auch erstreckten sich die Nachforschungen natürlich nur auf solche Personen, die von dem Vorhandensein der Mappe etwas wissen konnten, denn daß jemand, der gar keine Ahnung hatte, auf die Idee kam, sich die Aktien geben zu lassen, daß also der reine Zufall hier seine Hand im Spiele habe, konnte niemand ahnen.

Als Macenauer mit Recht glauben durfte, lange genug gewartet zu haben, errichtete er sich auf einer großen Bank, wo ein Kunde mehr oder weniger nicht

weiter aufstieg, ein Konto mit 50 Mark und ließ eine seiner Aktien im Freiverkehr verkaufen. Man schrieb ihm 8450 Mark gut. Dann ließ er wieder ein paar Monate verstreichen, um sein Konto durch den Verkauf einer zweiten Aktie zu vergrößern. Und so machte er es weiter, Schritt für Schritt und Aktie für Aktie, behielt seinen Posten im Verlag bei, damit kein Aufsehen entstände, und hatte am Ende etwas mehr als 70 000 Mark beisammen.

Er hatte genügend Kriminalromane gelesen und war oft genug Zuhörer in Schwurgerichtssälen gewesen, um zu wissen, daß die meisten Gauner ihrer eigenen Dummheit zum Opfer fallen, weil sie sich durch Geldausgaben oder unvorsichtige Reden verdächtig machen. Das sollte ihm nicht passieren, und weil er keine sonderlichen Bedürfnisse hatte, führte er noch ein Jahr lang ein einfaches Leben als Bote bei seinem Verlag, mit einem Bankkonto von mehr als 70 000 Mark.

Bis zu jenem Tage, an dem Topas als krasser Außenseiter das Derby mit der Riesenuote von 1140:10 gewann. Macenauer, der für den Pferdesport immer sehr viel übrig gehabt hatte und trotz seines geringen Verdienstes stets ein „großer“ Wetteer gewesen war, durfte an diesem Tage natürlich nicht fehlen. Er war der Ansicht, daß man auf der Rennbahn um so mehr Glück habe, je weniger man von der Sache verstehe, und vom Traberisport verstand er so viel wie ein Mastochse vom Seiltanzen.

Am Tage vor dem Derby hatte ihm seine Bank einen Brief geschrieben, worin sie ihm mitteilte, daß man ihm für Zinsen den Betrag von 3420 Mark und 65 Pfennig gutgeschrieben habe.

Daran, daß sein Geld auch Zinsen abwerfe, hatte er bisher gar nicht gedacht. Diese 3420 Mark und 65 Pfennig waren so einfach gefundenes Geld. Dabei dachte er an das Derby. Wie, wenn er den gesamten Betrag verwettete? Dadurch würde er nicht ärmer, und warum sollte man nicht auch mal Glück haben? Über wen sollte er wetten? Elf Pferde starteten, davon waren sechs gleichwertig. Hat ja Zeit bis morgen, dachte er und fuhr zur Bank, die Zinsen abzuheben.

Am Sonntag war schönes Wetter und schon gegen Mittag zogen Zehntausende hinaus in die Heide. Anton klemmte sich auf das Verdeck eines Autobusses, obwohl er sich einen Wagen hätte leisten können, aber man durfte ja nicht auffallen. Draußen nahm er eine Karte zum Sattelplatz und lief aufgeregt umher, denn das viele Geld in der Brusttasche drückte ihn.

„Vor Taschendieben wird gewarnt“, las er an einer Tafel und erschrak. Taschendiebe! War er nicht auch einer? In einem Anfall von Reue gelobte er, das ganze Geld zurückzugeben, wenn das Glück ihm hold sein würde. Dabei dachte er (heute weiß er es nicht mehr), wahrscheinlich: Ich gewinne ja doch nichts und brauche auch nichts zurückzahlen.

Acht Rennen wurden an diesem Tage gelaufen. Anton setzte in jedem von ihnen die Nummern 4 und 7. Vier Treppen hoch habe ich die Mappe bekommen, und sieben Aktien waren drin. Jedesmal einen Hundertmarktschein auf beide Nummern, doch die Sache sing schlecht an. In den ersten vier Rennen waren „seine“ Gänge unter „Ferner liefen“, im fünften aber gewann

Nummer 4 und brachte ihm 300 Mark. Da bekam er Mut. Das sechste Rennen war das Derby. Auf dem linken Absatz drehte er sich dreimal um, wie um das Glück zu zwingen, dann ging er an den Tausend-Mark-Schalter und setzte sein ganzes Geld auf Nummer 7.

Natürlich war er viel zu neugierig, um nicht wissen zu wollen, was andere Leute über dieses Pferd dachten, dessen Namen er im Moment nicht mal wußte, da er immer noch kein Programm erstanden hatte. Nun kaufte er sich aber eins, fand „Topas“ unter Nummer 7, ein Pferd, das noch nie ein Rennen gewonnen hatte und bestimmt auch keins gewinnen würde. Das schöne Geld war hin.

Vor den Schaltern stauten sich die Massen in unübersehbaren Schlangen. Niemand wollte fehlen, und wenn es auch bei einem Favoritenieg höchstens 15 : 10 gab, so wollte man doch nicht daneben getippt haben. Anton stellte sich in der Nähe der Schalter auf, um zu hören, was verlangt wurde.

Einmal die Neun.

Biermal die Drei.

Einmal drei.

Die Fünf zweimal.

Drei.

Neun.

Zweimal die Neun.

Von der 7 war nichts zu hören, kein Mensch hatte Beträuen zu ihr, 3 und 9 waren Favoriten, 5 gab man Chancen, auch wohl der 1 und der 8, aber die 7 setzte kein Mensch. Mit Ausnahme von Anton Macenauer, der sich vergebens einreden wollte, er ärgere sich nicht, weil das verlorene Geld ja 9 fündiges Geld sei.

Ich will mir doch wenigstens das Unglückstier mal ansehen, das so viel Geld von mir trägt. Und er begab sich in den Führerring. Die Menge, die auf etwas über 100 000 geschätzt wurde, stutete zurück auf die Tribünen und Sattelplätze, und als er gerade festgestellt hatte, daß „Topas“ ein kleines, unscheinbares Pferd sei, welches gegen die anderen Cracks nur unangenehm abstach, wurde auch er von der Flut mitgerissen und kam am Ende auf einen Platz zu stehen, von dem aus er überhaupt nichts von der Bahn sehen konnte. Er hörte nur von Leuten, die so glücklich waren, einen Stuhl erwischt zu haben und die sich durchweg mit Ferngläsern versehen hatten, was sie ihren Bekannten von oben herab mitteilten und konstruierte sich danach das Rennen zurecht.

Als die Pferde in ihren Sulkys zum erstenmal an den Tribünen vorübertrabten, bemerkte er, daß sein Pferd gerade keinen günstigen Platz inne hatte, wenigstens hörte er das aus einer Bemerkung heraus, die ein Herr neben ihm machte.

„Topas“ hat sich aber noch nicht weit nach vorn geschoben.“ „Wer ist „Topas“? Hat denn der Ausfischen?“

„Ein Außenseiter schlimmster Sorte.“

„Jede Kangle läuft allein besser.“

„Sagen Sie das nicht, Herr. Ich habe 50 Mark auf „Topas“ stehen.“

„Meinen Sie, daß er deshalb auch nur drei Schritt mehr macht?“

„Das Pferd ist nicht ohne Chancen, sage ich Ihnen.“

„Jawohl“, warf Anton ein, „Topas“ kann gewinnen. Ich habe 10 Mark drauf stehen.“

Schon kamen die Pferde in die Gerade, das Gedränge beim Publikum wurde noch schlimmer, jeder suchte mit den Ellenbogen sich Platz und Sicht zu verschaffen. Leute wurden von ihren Stühlen gerissen und tobten schrecklich, weil sie nicht mehr hinaufkamen. Anton erwischte einen Stuhl und schwang sich hinauf; er konnte die ganze Bahn sehen. Rudernde Arme der Fahrer und der Menge, aufgeregte Schreie zitterten in der heißen Luft, langsam verstand man einzelne Namen von Menschen und Pferden.

„Topas!“

Der Name war gefallen. Anton konnte mit seinen etwas schwachen Augen die Nummern der Pferde nicht erkennen und fragte die Nebensitzenden.

„Was macht „Topas“?“

Aber die hörten alle nicht, denn sie hatten das Pferd nicht gewählt und waren sehr erregt, daß dieser Außen-

seiter sich auf einmal nach vorne schob. Liebendahl und Rose B., die beiden Favoriten, lagen dicht beieinander an der Innenkante, während außen ein kleines, unscheinbares Tier herantrabte und immer mehr Boden gewann. Hundert Meter vor dem Ziel war der Sitz bereits entschieden. Die Menge, die ihr schönes Geld verloren sah, feuerte durch wilde Rufe ihre Pferde an, um etwas retten zu können: vergebens! Topas gewann mit einer Länge sicher und glatt. Niemand hatte so etwas für möglich gehalten.

„Na, det jibt ne Quote“, sagte ein dider Herr und wischte sich den Schweiß von der Glage.

An der Bewegung sah man, daß er an dieser Quote leider nicht beteiligt war.

Als die Pferde das Ziel passierten, herrschte einen Moment Totenstille auf dem weiten Platz, dann brachen die Hunderttausend in ein ungeheures Gebrüll aus; man wußte nicht, war es Wut oder Beifall.

„Wer hat gewonnen?“, fragte Anton irgend jemand.

„Topas, Sie hören doch!“

Natürlich wußte er es längst, er wollte es nur noch einmal bestätigt haben. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe, das Herz wollte aussetzen, klopfte wie ein Dampfhammer. Die Hitze, die Hitze! Er mußte etwas Kühles trinken und zwängte sich zum Büfett.

Später erst, als das siebente Rennen schon gelaufen wurde, ging er hinauf in die Tribüne zu dem Tausend-Mark-Schalter. . . . Unterwegs hörte er allerlei.

„Tolle Quote . . . nie dagewesen . . .“

„Nur fünf Menschen sollen auf Topas . . .“

Am Schalter zog er seine Tickets aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. In diesem Augenblick rief der Beamte: „Da ist er ja!“

Und zeigte auf Anton Macenauer. Ein Herr, der sich in einer Ecke zu schaffen gemacht hatte, kam näher. Er hatte einen schief sitzenden Zwider auf und ein Notizbuch in der Hand.

Antons Herz setzte aus. Völlig. Er stand, einer Ohnmacht nahe, ganz ergeben da und wartete nur darauf, daß der andere den Rodausschlag zurückklappe und sage: Sie sind verhaftet!

Aber der zog nur höflich den Hut.

„Gestatten Sie, mein Name ist Weißgerber. Vom Abendblatt. Ich möchte gern wissen, was Sie mit dem vielen Geld anfangen werden, wie Sie es verwenden, ob Sie es gut gebrauchen können . . .“

Macenauer starrte den Mann immer an. Er hatte nicht verstanden, was er wollte, so daß der Journalist seinen Satz wiederholen mußte.

„Ich begreife wohl, daß das unerwartete Glück Sie ganz kopflos macht, aber . . .“

„Wollen Sie bitte nachzählen“, ließ sich jetzt der Mann am Zahlbrett vernehmen. „Es sind 342 000 Mk.“

„Wie bitte?“

Langsam begriff er, daß er gewonnen hatte, aber wieviel, wußte er nicht, denn er hatte die Quote nicht gelesen, und jetzt sollte er ein Vermögen bekommen! Er sah Berge von Scheinen vor sich und überlegte nur, wie man die am besten transportierte, ohne daß sie einem jemand abnehmen konnte. Dann begann er, ohne nachzuzählen, die Scheine in alle Taschen zu stopfen, so daß er keine gute Figur mehr besaß, weil der Anzug in Wülsten von seinem Körper abstand. Aber was schadete das?

Der Journalist hatte geduldig gewartet, jetzt trat er vor. „Ihr Name, mein Herr . . .?“

Mein Name? Um Gottes Willen, niemand darf erfahren, daß ich 3000 Mark gewettet habe. Wo soll ich so viel Geld herhaben?

„Max Neumann“, sagte er rasch.

Der Journalist notierte.

„Beruf? Kaufmann vermutlich?“

Anton nickte.

„Und wie gedenken Sie das Geld anzuwenden? Und wie kamen Sie auf den ausgefallenen Gedanken, Topas zu wetten?“ Er grinste.

„Ich will ja nicht Ihre Geheimnisse ergründen, nur irgendeine plausible Erklärung für unsere Leser haben.“

„Ja, ich verstehe . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Offener Brief an den Herrn Feuilleton- redakteur.

Herr Redakteur! Ich will mich nicht beschweren, daß Sie so kritisch sind und anspruchsvoll. Ich darf mich aber doch dagegen wehren, daß ich nicht wüßte, wie man schreiben soll!

Ich bitte Sie! Bedenken Sie die Zeiten! Einst war es leicht. Man schrieb so etwas hin. Selbst niedliche Bedeutungslosigkeiten Erwärmten Ihren Lesern Herz und Sinn.

Man pflanzte noch gemütvoll sein Gemüse Und fand bei allem auch den rechten Ton. — Dann kam die Zeit der Psychoanalyse Und als Kulturprodukt das Saxophon!

Schlaaseisenartig raste durch die Spalten Ein wilder Sturm der Aktualität: Was heute ist, wird morgen schon veralten, Was mittags kommt, ist abends schon zu spät!

Das Thema Lieb und Treue war zu meiden. Es brachen neue Forderungen ein: „Wie läßt man sich am besten schmerzlos scheiden?“ „Die Kunst, vermählt und doch beglückt zu sein.“

Bewildert ward der Unsinn zur Methode, In einer Zeit, die rast und prahlt und prunzt. Sinnwidrigkeit ist heut die große Mode: Ich sitz tatsächlich auf dem toten Punkt.

Herr Redakteur! Es ist nicht auszumalen, Wie schwer es fällt, den rechten Weg zu gehn. Dabei muß ich die Kohlen bald bezahlen, Und auch die Miete hab ich überlehn.

Drum geben Sie, ich bitte, diese Zeilen Verständnisvoll einstweilen nur in Druck. Ich will nicht lang verbessern oder feilen Im Hinblick auf den Ultimo. — Ihr

P. d.

Mitleid tötet.

Skizze von Wolfgang Federan.

„Mitleid haben?“ sagen Sie. Der Teufel hole das Mitleid — in diesem besonderen Falle und überhaupt. Auch so eine abgestandene Phrase, ein Begriff, den man in eine Tugend umgebogen hat. Mag sein, daß es eine ist — Frauen gegenüber, Kindern, Krüppeln, Kranken gegenüber. Aber nicht, wo es sich um Männer handelt. Und wir sprechen von Männern!

Dann ist Mitleid fast so schlimm wie Mord — in der Wirkung wenigstens. Oder noch schlimmer — weil es auf Umwegen tötet, hinterlistig, zufällig beinahe. So eine Art Querschläger!

Ich habe ein Beispiel — Bergford. Sie kennen ihn natürlich nicht? Aber egal... jedenfalls: das war ein Mann! Kein Genie, aber ein Kerl, ein ganzer, tüchtiger Kerl. So in sich abgerundet, mit großen Fehlern und großen Vorzügen — wie ein Mensch sein soll.

Er hatte eine Klitsche, oben irgendwo im Pommerischen. Rein, schon etwas mehr. Ein grobes, schönes Rittergut. Den Namen von dem Nest weiß ich nicht — will ihn nicht mehr wissen. Alter Erbsitz. Dort hockte er im Sommer, baute seine Rüben, seinen Roggen. Im Winter wohnte er hier in Berlin, mit seiner Frau. Konnte es sich leisten, gut und gern, denn in seiner Wirtschaft war er firm. Seine Augen waren überall, er liebte seinen Boden, seine Heimat — und wo die Erde was merkt, da dankt sie mit hundertfältiger Frucht.

Immer wußte er, was er tat — auch in der Inflation behielt er die Besinnung. Kannte den Wert von dem, was sein war, und ließ sich durch Millionen und Billionen nicht verblüffen. Wurde nicht zum Schieber und kaufte nicht drei Klaviere oder kostbare Futtertröge für die Schweine, wie die kleinen Binscher ringsherum.

Und so kam er gut über die schlimmen Jahre — mit keinem höheren Resultat, als daß das Nachbargut von irgend einem Kaufmann erworben worden war — Donski hieß er oder so ähnlich — den er nicht mochte. Der Grund? Nun, er wußte nicht viel von ihm. Wußte nur, daß dieser Mann von anderer Art war, ohne Bindung des Bluts an die Erde, die er zwar gekauft und mit — wie ich gern annehmen will — ehrlich verdientem Gelde bezahlt hatte, mit der er aber nicht durch Liebe, Schicksal und Tradition verbunden war.

Ein paar mal hatte Donski versucht, mit seinem Nachbarn — sie wohnten nur dreißig Kilometer voneinander entfernt — so etwas wie eine Art Verkehr anzuknüpfen. Bergford war höflich und eifrig, und ich — ich verstehe das durchaus.

... wie gesagt, es war kein Hochge-
Rastke und glaubte nicht, auf Grund seines biederer Geld-
beutels mehr vorzustellen als der andere. War also insofern
ein durchaus honetter Mensch. Viel zu verständig sogar, um
meinem Freunde, den er sicher immer sehr geachtet hat, zu
grollen.

Ja — dann, vor fünf Jahren also, starb plötzlich Berg-
fords Frau. Sie war Anfang dreißig, nicht viel jünger als
er. Und wurde vom Tophus hingerastet, den sie sich geholt
hatte, als sie bei den Weibern und Kindern der Insulten
Krankenspielerin spielte. Ohne zwingenden Grund eigent-
lich — mehr dem Trieb ihres Herzens folgend.

Wäre Bergford ein Waschlappen und Zämmerring ge-
wesen, so wäre er vielleicht daran zerbrochen. Denn er hatte
seine Frau unendlich lieb. Aber er war ein Mann, und so
suchte er der Schwermut, die ihn zu überfallen drohte, auf
andere Art Herr zu werden. Kam ein paar Monate später
nach Berlin und stürzte sich mit einer Energie, die eines
besseren Vieles würdig gewesen wäre, in allerlei Ver-
gnügungen oft höchst fragwürdiger Art.

Ich hätte ihn da vielleicht mit ein paar rechten Worten
zu rechter Zeit ein bißchen jügeln können. Aber ich dachte:
es gibt mancherlei Arten, seinen Schmerz auszutoben, und
die Hauptsache muß man immer der Zeit überlassen. Heute
scheint's mir zuweilen, es war falsch, daß ich nur zusah und
abwartete.

Bergford hat viele Tage und Monate sinnlos seine
Kraft in noch sinnloseren Abenteuern vergeudet, und ich ließ
ihn gewähren. Einmal, dachte ich, muß ja die Selbstbe-
sinnung kommen und die Umkehr. Aber es kam etwas
anderes. Er geriet durch irgend einen blöden Zufall in die
Arme eines Weibes — solche Katastrophen gehen ja immer
von dem andern Geschlecht aus! Jeder von uns hätte ihm
erklären können, was für ein schlechtes Wesen dieses Mädel
war. Wir sagten es ihm auch alle. Aber es war vergebliche
Liebesmühe — er war blind vor Leidenschaft und, denke ich,
halb toll, noch immer, vor Schmerz um den Verlust seiner
Frau. Bergford nahm das Weib zu sich, und ich kann es
mir ersparen, Ihnen Stufe für Stufe auszumalen, was ge-
schah. Sie verstand ihn zu nehmen — das muß wahr sein.
Und sie zog ihn aus, besser und vollkommener als ein
Abruzzenträuber es mit seinen Opfern zu tun vermöchte.
Manchmal wunderte's mich, wie rasch sie es vermochte, diesen
Brunnen auszuschöpfen, denn er war nicht arm. Aber
dauernde Reisen, wüstes Spiel in Monte Carlo, verschwende-
rischer Luxus der Kleidung, Auto, Schmuck, Schmutz und
wieder Schmutz: ein so großes Gut gibt's ja gar nicht, daß
nicht eine Frau bei entsprechendem Willen damit in relativ
kurzer Zeit fertig geworden wäre.

Als er restlos ausgeplündert war und kein Mensch ihm
mehr ein halbes Mille auf ein völlig verschuldetes Bestium
gepumpt hätte, beabsichtigte sie wohl, ihn wie eine aussae-
prekte Zitrone wegzuerwerfen. Diese Sorte Weiber kennt
nicht viel viel Gewissensstrudel. Aber dreimal vierundzwanzig
Stunden vorher war Bergford bereits zur Befinnung ge-
kommen. Die Krise war überstanden, das Fieber sank und
er erkannte voller Ekel, wie weit er sich verloren hatte.
Gerade noch rechtzeitig genug, um das Weib seinerseits zum
Tempel hinauszujagen, ehe sie ihren üblen Vorschlag in die
Tat umsetzen konnte. So blieb ihm dies eine wenigstens
erspart.

Bergford fuhr auf das Gut, das ihm von Rechts wegen
schon nicht mehr gehörte, und wohnte dort bis zur Zwangs-
versteigerung. Denn die Klitsche kam natürlich unter den
Hammer, und ebenso natürlich war es auch, daß Donski sie
erwarb. Der Erlös reichte gerade aus, um sämtliche Gläu-
biger zu befriedigen. Bergford selbst blieb kaum mehr, als
was er auf dem Leibe trug.

Am nächsten Morgen verließ er das Haus seiner Väter,
wie man so nett sagt. Auf seinem Liebungsaul ritt er fort,
ganz heimlich. Er ließ ihn sich für zwei Stunden vom Ver-
walter, um zum letztenmal das Fleckchen Erde zu durch-
streifen, das ihm so teuer war.

Er war kein grüner Junge, nicht wahr! Und wenn er
auch Dummheiten gemacht hatte wie ein Knabe, so trug er
sein Schicksal doch wie ein Mann. Er hatte keinen geschädigt,
darum konnte er seinen Radeln so stolz tragen wie ehedem —
denn was in seinem Schädel vorging und in seinem Herzen,
das ging niemanden etwas an.

Auf halbem Wege begegnete er Donski, der in seinem
Jagdwagen herübergekommen war, um mit dem Verwalter
das Rötige zu besprechen. Donski hielt an, tat, als sähe er
nicht, daß Bergford den Gaul ritt, der ihm nicht mehr ge-
hörte. Man wechselte einige freundschaftlich-höfliche Worte. Dann
sprang Donski plötzlich auf, streckte dem Reiter mit herzlicher,
aufrichtiger Miene beide Hände entgegen und sagte voll
Mitleid und Freundschaft: „Bleiben Sie hier — verwalten
Sie das Gut wie bisher für meine Rechnung. Ich wüßte mir
keinen besseren Stellvertreter als Sie, und Sie tun mir
so leid.“

Breilich, gerade das Letzte hätte er nicht sagen dürfen, das vom Leid tun, wissen Sie. Im selben Augenblick wurde Bergford ganz bleich, sein Gesicht wurde bleich und abblehnend, er führte die Hand an die Wunde, sagte knapp und kalt: „Danke, nein“, und dann noch „Nachts!“ und ritt davon, ohne sich auch nur einmal umzudrehen.

Betrübt und vielleicht etwas verständnislos, da er es doch so gut gemeint hatte, blickte Donsti ihm nach. An der Grenze seiner Felder sprang Bergford ab, wandte den Gaul um und trieb ihn mit einem freundlichen Klaps heimwärts. blieb dann noch mit verlorenen Augen stehen, bis auch das letzte Klappern der Hufe verhallt war. Dann ging er weiter, langsam, schwerfällig, um zu Fuß den Bahnhof zu erreichen.

Jetzt aber hielt er den Naden gesenkt — die letzten Worte Donstis fraßen an ihm wie eine eiternde Wunde. Denn sie hatten seinen Stolz getroffen, der seines Wesens bester Kern war. Ein Bauernwagen, rumpelnd und klappernd auf dem durch lange Dürre steinhart gewordenen Wege, holte ihn ein. Der Mann darauf, irgend ein kleiner Höfner aus dem Nachbardorf, wandte sich um. Ganz zufällig. Er kannte Bergford, riss den Hut von seinen schlohweißen Haaren.

„Gnädiger Herr“, sagte er, heruntersteigend, mit schlauer Stimme. Dann, mit dem Handrücken an den plötzlich feuchtgewordenen Augen herumwischend, machte er eine ungeschickt einladende Handbewegung nach dem jammervollen Gefährt hin.

Bergford hatte Mühe, sein Zittern zu verbergen. „Nein — nein“, sagte er langsam, „ich renne hier bloß ein bißchen rum, will mir mal die Schenkel drüben ansehen.“

Und er lief mehr als er ging davon, mätierte seine Schritte erst, als ihn die schwebenden Zweige des Waldes verbergen.

Dort hat er sich dann doch erschossen, am selben Abend. Obgleich er das Zeug in sich hatte, mit härteren Schicksalsschlägen fertig zu werden. Er hätte bloß den beiden Leuten nicht begegnen dürfen, dem Donsti nicht und dem Bauern erst recht nicht.

Wundern Sie sich, daß das Leben so ist? Das Leben — ist so! ...

Mozarts Schwester.

(Zu ihrem 100. Todestage am 29. Oktober.)

Von Anna Schwabacher-Bleichröder.

„Ich küß' 1000000 Mal der Mami die Hand und der Nannerl das Gesicht, die Nase und den Hals...“, so heißt es oft in den lustigen Briefen, die Jung-Mozart von Konzertreisen in die geliebte Vaterstadt Salzburg sendet. Denn fast ebenso viel wie der Papa, der „gleich nach dem lieben Gott kommt, weil er musiziert wie die lieben Engeln“, und die teure Mami galt ihm „s Nannerl“. Das war Maria Anna Mozart, des gottbegnadeten Meisters hochmusikalische, um fast fünf Jahre ältere Schwester.

Beide Kinder genossen daheim beim Vater, dem österreichischen Hofmusiker Leopold Mozart, dessen wertvollen Unterricht, oft im Beisein des den Kindern ein gutes Horoskop stellenden Hoftrompeters Schachner. Und allabendlich fingen der sechsjährige Wolferl und das zehnjährige Nannerl im Nachthemel, auf Stühlen stehend, vorm Schlafengehen ein Liedchen, das der Knabe auf einen von Nannerl in italienischer Sprache verfertigten Text komponierte.

Der Zeitsitte gemäß zeigt bald Vater Mozart seine beiden Wunderkinder der staunenden Welt. Außer dem ungewöhnlichen Musiktalent eignet beiden Anmut und Humor. Zuerst geht es nach Wien, wo Maria Theresia gleich nach einem ersten Vierhändelspielen der beiden Kinder diesen lieblich die Wange zum Kusse darbietet. Der allzeit zärtliche Wolferl aber springt der Kaiserin schantweg auf den Schoß und küßt sie so tüchtig ab, als wär' sie sein „Mammerl“. Die glütige Frau zürnt dem Frechdachs nicht, hat sie doch selbst sechzehn Kinder: dies begab sich im Familienzimmer. Und für den nächsten Abend schon hat die Kaiserin für ihre Schützlinge ein Konzert angeordnet, dem der ganze Hof, ja selbst die kleineren Kinder, die Erzherzöge und Erzherzoginnen, beiwohnten. Die Kinder sind die einzigen Solisten dieses für sie weitbedeutenden Abends, teils gemeinsam am Klavier, teils mit Violine und an der Hausorgel. Nannerl absolviert mit Verschlüssen ihre erste Nummer und begleitet dann den Bruder. Brausender Beifall. Und neben anderen reichen Geschenken erhält Nannerl ein Festgewand von der kleinen Erzherzogin Maria Antonie, der späteren Königin von Frankreich. Auch nach diesem Lande führt die beiden vom Vater geleiteten Kinder ihre erste Tournee über Koblenz und Köln. Unterwegs muß Mozarts Schwesterchen trotz anstrengender musikalischer Tätigkeit auch noch auf Wunsch des Vaters Tagebuch führen, um ihre Rechtschreibung zu verbessern, die dessen allerdings

bedarft, wie dieses Bröckchen zeigt: „In Wiesbad Ursprung von den warmen und kalte bad. In Biberich den garten das Schloß, worin ein runder fall is in coblens die festung das zeighaus in bonn das schloß und garten... auf den weg nach colm fallenlust worinn ein zeimmer von lautter spigeln is das indianische haus kinese häuser...“ Als Vater Mozarts's Nannerl wegen dieser schauerlichen Schreibart nachherzieren läßt, verteidigt Wolferl es: „Kann ein Mensch alles können? Und s Nannerl ist zuletzt auch nur ein Menschel. Aber was für eins! Tagsüber übt's seine sechs Stund' am Klavier, und abends näht's uns auch noch die Knosferin an die Röde.“ Von Paris, wo man ebenfalls die Wunderkinder bestaunt und belohnt, nur daß die Marquise von Pompadour längst nicht so gültig ist wie Maria Theresia, geht es nach London. Hier schäht man seit Händel deutsche Tonkunst. Und reich mit Gold und Ruhm beladen, kehren die Mozarts über Holland und die Schweiz nach Salzburg zurück.

Während der heranwachsende Wolfgang, nunmehr von der Mutter begleitet, viel draußen konzertiert, führt Maria Anna daheim dem Vater den Haushalt und ist dabei dessen musikalischerer Famulus. Und die gleichen Dienste erweist sie noch dem fernen Bruder, zumal da die Mutter stirbt und eine große Lücke zurückläßt. Maria Anna reinigt und sticht die heimgesandte Wäsche und Kleidung. Mit Begeisterung aber — ist sie es doch, die am festesten an die Sendung des Bruders glaubt — prüft und begutachtet sie nach sorgfältigem Studium dessen erste größere Kompositionen. Glücklich und stolz wohnt sie an seiner Seite den Erstaufführungen seiner Opern bei. Immer ist sie für ihn da, arbeitet geistig und körperlich oft so schwer für den Bruder, daß er ihr im Briefe ausruft: „Liebste, beste Schwester! Schöne Dich! Du hast noch nichts von dem guten Herzen Deines Bruders genossen, weil er's noch nicht im Stande war.“

Beide heiraten Konflikte kommen. Maria Anna wird an der Seite des Herrn v. Sonnenberg weniger glücklich als Wolfgang mit seiner geliebten Konstanze Weber, bis Maria Annas Ehe durch den Tod des Mannes gelöst wird.

Nun hätte sich Mozarts Schwester, die in allem Unglück die musikalische Beraterin des Bruders blieb, mehr dessen Familie räumlich nähern können, da trifft sie in Salzburg am 5. Dezember 1791 aus Wien die Nachricht von Mozarts Tod bis ins Mar.

Fortan ernährt sie sich als Klavierlehrerin, jede Unterstützung der Verehrer des Bruders beharrlich ablehnend. Ihre Musestunden widmet sie nur der künstlerischen Hinterlassenschaft des Bruders und der Unterstützung seiner Witwe. Sie beendet seine Torsi und schreibt Erinnerungen nieder. So lebt Maria Anna mit ihrem heilgeliebten Wolferl fort, und selbst, als sie in späteren Jahren erblinbet, kann dies der Bieleprüften keine tiefe Wunde mehr schlagen.

Maria Anna Mozart starb am 29. Oktober 1829 zu Salzburg. Wie sehr Mozart seine Schwester bis zum Tode geliebt und geschätzt hat, beweist diese Stelle aus einem seiner letzten Briefe an sie anlässlich der Übersendung eines Rondo: „Kein Mensch als meine liebste Schwester darf es mit nachspielen.“

Scherz und Spott

Es kommt darauf an. „Marie“, sagte die Hausfrau streng zu dem Mädchen, „mir ist es so, wie wenn ich heute morgen gesehen hätte, wie Sie jemand im Hausflur küßte. War es der Milchmann oder der Briefträger?“ — „Das kommt darauf an. Sahen Sie mich um ¼7 oder kurz vor 8?“

Nicht zufrieden. „Können Sie mir die Unfallversicherung empfehlen, in der Sie sind?“ — „Nein! Ich bin jetzt zehn Jahre versichert und habe noch keinen Unfall gehabt.“

Die Ausrede. „Aber wenn Sie nichts Unrechtes begangen hatten, warum sind Sie denn dann fortgelaufen, als sich Ihnen der Schutzmann näherte?“ fragte der Beamte. — „Ich dachte, daß er mir ein Billett für das Konzert der Schupokapelle verkaufen wollte“, erwiderte der Gefangene.

Berechtigte Frage. „Vater, warum regnet's denn?“ — „Damit das Gras wächst, mein Junge.“ — „Warum regnet's denn dann auf den Straßen?“

Seltene Gelegenheit. „Also ist das wirklich der billigste Regenschirm, den Sie haben?“ fragte der altliche Herr. — „Jawohl“, erwiderte der Verkäufer. — „Nun, dann will ich ihn nehmen. Ich brauche ihn ja nur, um ihn in der Bahn stehen zu lassen.“

Auch ein Nutzen. „Nun, haben Sie dieses Jahr mit ihren Bienen Glück gehabt?“ — „Gonia haben sie allerdings keinen gegeben, aber eine von ihnen gab dem Stomereinehmer einen tüchtigen Stich in die Nase.“